

Verschränkungen von Rassismus und Klassismus im positionierten Forschen

Khodabakhshreshad, Khorshid

Veröffentlichungsversion / Published Version

Zeitschriftenartikel / journal article

Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:

Khodabakhshreshad, K. (2021). Verschränkungen von Rassismus und Klassismus im positionierten Forschen. *Hamburger Journal für Kulturanthropologie*, 13, 684-694. <https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:gbv:18-8-18039>

Nutzungsbedingungen:

Dieser Text wird unter einer CC BY Lizenz (Namensnennung) zur Verfügung gestellt. Nähere Auskünfte zu den CC-Lizenzen finden Sie hier:

<https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/deed.de>

Terms of use:

This document is made available under a CC BY Licence (Attribution). For more information see:

<https://creativecommons.org/licenses/by/4.0>

VERSCHRÄNKUNGEN VON RASSISMUS UND KLASSISMUS IM POSITIONIERTEN FORSCHEN

Khorshid Khodabakhshreshad

Der vorliegende Beitrag basiert auf meinem Dissertationsprojekt mit dem vorläufigen Titel ›Neue Konjunktoren der Flüchtlingsunterstützungsarbeit. Zwischen Willkommenskultur und Refugees Welcome. Eine ethnografische genealogische Spurensuche.‹ Ich erforsche einerseits, ob und wie sich bei Menschen, die im Bereich Willkommenskultur aktiv sind, die Wahrnehmungen in Bezug auf Migrationspolitik durch ihre Aktivität ändern. Andererseits thematisiere ich die zwei in diesem Feld relevanten Diskurse um ›Refugees Welcome‹ und ›Willkommenskultur‹. Innerhalb dieser Diskurse untersuche ich auch deren Entwicklungen, Veränderungen und Verschränkungen im Laufe meiner Forschung genealogisch. Dies beinhaltet Fragen wie: Was meint der Begriff ›Willkommenskultur‹? (Wo und wann) Lässt sich von ›Willkommenskultur‹ sprechen? Welche Grenzen, Veränderungen und Widersprüche bringt der Begriff mit sich – welche Räume öffnet er andererseits?

In diesem Artikel stelle ich einen kleinen Teil meiner Dissertation vor und führe meine eigenen Positionierungen, meine Involviertheit ins Feld und meine Reflexionen aus. Zu Beginn gehe ich kurz auf meine Methodik, wie Ethnografie, Genealogie und engagiertes Forschen sowie die verwendeten Theorien aus dem Bereich postkoloniale Theorien und kritisches *Weißsein* ein. Danach stelle ich anhand eines Beispiels aus meiner Forschung die Rolle von Affekten dar und gebe zum Schluss einen kurzen, abschließenden Ausblick.

Positioniertes Forschen – Die Gleichzeitigkeit von Agieren und Kritisieren

Methodisch bewege ich mich in einer ethnografischen genealogischen Herangehensweise mit einem kulturanthropologischen rassistuskritischen Fokus und verorte das Feld im Kontext der postmigrantischen Gesellschaft. Diese zeigt sich machtförmig strukturiert mit verschiedenen Akteur*innen und Wissensbeständen, wie unter anderem staatlichen Institutionen, bürgerlichen Willkommensinitiativen und Antira Gruppierungen. Mithilfe der genealogischen Herangehensweise kann ich die Verschiebungen in diesen Macht-/Wissenskonstellationen um die Begriffe der ›Willkommenskultur‹ beziehungsweise ›Refugees Welcome‹ sowie deren Konzepte und Nutzungen analysieren und so deren Verläufe in Geschichte und Gegenwart rekonstruieren. Die Offenheit dieser Methode ermöglicht zudem, sich im Feld überraschen zu lassen, insbesondere hinsichtlich der Überschneidungen aus staatstragendem

Willkommenskulturdiskurs und dem von Antira Gruppierungen geprägten Diskurs um Refugees Welcome. Besonders die ethnografische kritische Rassismusforschung sowie die Interventionen in antirassistische Wissensproduktion zeigen immer wieder, wie wichtig die Reflexion der eigenen Positionierungen in der Forschung ist.¹ Vor allem die Verknüpfung mit einer rassismuskritischen und postkolonialen Perspektive bietet komplexe Einsichten in das Feld der Geflüchtetenunterstützungsarbeit, in dem Dominanzen, Privilegien und Ausschlüsse anhand zugeschriebener >fremder Herkunft< und den damit einhergehend zugeschriebenen Eigenschaften und Haltungen prägend sind.

Als Forschungsmethode habe ich zwei Jahre Feldforschung und reflektierte teilnehmende Beobachtung durchgeführt. Reflektierte teilnehmende Beobachtung verknüpft die klassischen ethnografischen Ansätze als Forschende im Feld mit partizipativen Ansätzen aus Perspektive der Akteur*innen und deren Rolle in der Forschung. Eine reflektierte teilnehmende Beobachtung ist in meiner Forschung besonders hilfreich, da ich mich in den politischen Aktivitäten im Feld nicht als neutral betrachte, sondern als involviert und positioniert sehe. So kann ich meine persönlichen Positionierungen und meine Involviertheit in die Feldforschung hineinbringen und gleichzeitig meiner Rolle als Wissenschaftlerin im Feld gerecht werden.² Ich bin Mitglied der Willkommensinitiative geworden und wollte die Mechanismen der Gruppe und Bedenken der Beteiligten besser verstehen. Das im Feld Gesehene hat mir geholfen, über meine Vorurteile in Bezug auf deren Bürgerlichkeit und meine Rolle als Forscherin nachzudenken. Auf der anderen Seite gibt es in meinem Feld mit den aktivistischen Antira Gruppierungen nach Sabine Hess und Maria Schwertl hochdynamische wissensbasierte Expert*innenkulturen, die sich selbst beobachten und reflektieren.³ Dies wird besonders in den Interviews mit Aktivist*innen sehr deutlich. Gleichzeitig war es für mich durch meine eigenen politischen Positionierungen und Aktivitäten einfach, ins Feld hinein zu kommen, da ich selbst lange in antirassistischen Strukturen aktiv war. Dementsprechend betrachte ich meine Forschung als eine engagierte Forschung, da ich mich, wie Lisa Riedner beschreibt, permanent zwischen Agieren,

-
- 1 *Beate Binder/Sabine Hess*: Eingreifen, Kritisieren, Verändern. Genealogien engagierter Forschung in Kulturanthropologie und Geschlechterforschung. In: dies. u. a. (Hg.): *Eingreifen, Kritisieren, Verändern!? Interventionen ethnografisch und gendertheoretisch*. Münster 2013, S. 22–54, hier S. 36.
 - 2 *Marion Hamm*: Engagierte Wissenschaft zwischen partizipativer Forschung und reflexiver Ethnografie. Methodische Überlegungen zur Forschung in sozialen Bewegungen. In: ebd., S. 55–72, hier S. 62.
 - 3 *Sabine Hess/Maria Schwertl*: Vom >Feld< zur >Assemblage<? Perspektiven europäisch-ethnologischer Methodenentwicklung – eine Hinleitung. In: Sabine Hess/Johannes Moser/Maria Schwertl (Hg.): *Europäisch-ethnologisches Forschen: neue Methoden und Konzepte*. Berlin 2013, S. 13–37, hier S. 29.

der Perspektive der Aktivist*innen und der Perspektive der Forschenden bewege und dabei sowohl handle als auch kritisiere.⁴

Dieses gleichzeitige Agieren und Kritisieren führt zu einem Bewusstsein über meine Rolle als Forscherin in einem machtsstrukturierten Feld und deren grundlegenden Reflexion, was ich später noch ausführlicher darstellen werde.

Kritische Weißseinsforschung als theoretischer Rahmen

Um diesen Beitrag besser einordnen zu können, möchte ich kurz auf die benutzten Theorien eingehen. In der Analyse von Selbst- und Fremdbildern *weiß*⁵-deutscher⁶ Akteur*innen (sowohl mit linken als auch mit unpolitischen Selbstverständnissen) im Kontext der je eigenen Hilfstätigkeiten beziehe ich mich auf Theorien um Kritisches *Weißsein* im Zusammenhang mit einer postkolonialen Perspektive.

Kritische *Weißseinsforschung* untersucht das kollektive, nach wie vor *weiße* >Wir< der Norm und die damit einhergehenden Privilegien und Machtstrukturen, durch deren unhinterfragte Akzeptanz und Reproduktion PoC⁷ als >das Andere< von dieser Norm, und so von den Privilegien, ausgeschlossen sind. Der Fokus liegt dementsprechend auf dem *Weißsein*, anstatt durch dessen Nichtthematizierung und einer einseitigen Untersuchung des Of-Color-Seins wieder Otherring und nicht zuletzt durch die Gleichsetzung von Deutschen mit *weißen* Deutschen die Fiktion eines *weißen*

-
- 4 Lisa Riedner: Arbeit! Wohnen! Urbane Auseinandersetzungen um EU-Migration: Eine Untersuchung zwischen Wissenschaft und Aktivismus. Münster 2018, S. 67.
 - 5 Ich schreibe *weiß* kursiv, um den Konstruktionscharakter ganz bewusst zu betonen. *Weißsein* wird hier durch die Kursivschreibung des Begriffs sichtbar gemacht. Maureen Maisha Eggers u. a.: Konzeptionelle Überlegungen. In: dies. (Hg.): Mythen, Masken und Subjekte. Kritische Weißseinsforschung in Deutschland. Münster 2005, S. 11–13, hier S. 13.
 - 6 Ich benutze den Begriff *weiß*-deutsch analog zu Reimann Vogt, da die Erfahrungen der Beteiligten im Feld und die Räume, in denen ich mich bewegt habe, sich auf einen *weiß*-deutschen Kontext beziehen, was ansonsten unsichtbar bliebe. Hautfarbe und Kultur verstehe ich als Konstruktionen, aus denen sich wirkmächtige Verhältnisse ergeben haben, die ich auf diese Weise sichtbar machen möchte. Jennifer Vogt/Svenja Reimann: Augen auf und durch! Rassismuskritische Mädchen-Arbeit aus *weiß*-deutscher [sic!] Perspektive. In: Mart Busche/Laura Meikowski/Ines Pohlkamp/Ellen Wesemüller (Hg.): Feministische Mädchenarbeit weiterdenken. Bielefeld 2010, S. 139–159, hier S. 139.
 - 7 Die Abkürzung von People/Person of Color ist eine Selbstbezeichnung nicht *weißer* Menschen, die aus der Black Power-Bewegung in den USA der 1960er Jahre stammt. Kien Nghi Ha: People of Color – Koloniale Ambivalenzen und historische Kämpfe. In: dies./Nicola Lauré al-Samarai/Sheila Mysorekar (Hg.): re/visionen. Postkoloniale Perspektiven von People of Color auf Rassismus, Kulturpolitik und Widerstand in Deutschland. Münster 2007, S. 31–40, hier S. 35.

Deutschlands zu reproduzieren.⁸ Dementsprechend steht die Frage im Vordergrund, inwiefern sich diese *weiß*-deutschen Akteur*innen, gerade als Helfende, in Bezug auf ihr *Weißsein* und ihre in der eigenen Dominanzkultur damit einhergehenden Privilegien reflektieren oder auch nicht reflektieren.

In diesem Artikel verwende ich >Alltagsrassismus< als ein Schlüsselwort aus der kritischen *Weißseinsforschung*. Der Begriff >Alltagsrassismus< nach Paul Mecheril beschreibt Rassismus als Strukturierungsgröße gesellschaftlicher Realität, der alle Menschen in dieser Gesellschaft betrifft, obwohl diese hegemonial eine bejahende Benutzung des Begriffs Rassismus diskreditiert. Dies zeigt sich in einer Unterscheidung der Gesellschaft in legitime Zugehörigkeit oder Nichtzugehörigkeit auf Basis natio-ethno-kulturell kodierter Unterschiede, die zu unterschiedlichen Erfahrungen und dementsprechend unterschiedlichen Positionierungen führen.⁹

Gerade im Forschungsfeld dieser Arbeit kann sich Othing auch darin ausdrücken, dass die als unterstützende Hilfe verstandene Tätigkeit der Helfenden besonders in Bezug auf Frauen und Homosexuelle die Repräsentation von Fremden als unzivilisierte und nichtdemokratische Andere zuspitzt.¹⁰ Insofern ist gerade in Verbindung mit Orientalismus¹¹ und Eurozentrismus¹² zu untersuchen, inwiefern sich die Helfenden mit ihrer Hilfsbereitschaft in ihrem eigenen Selbstbild (bewusst oder unbewusst) als vollständig und ohne grundlegende Mängel konstruieren, während sie die Asylsuchenden als hilflose, bedürftige und schwache >Andere< betrachten. Das Konzept der Subalterne nach Spivak¹³ hilft dabei aufzuzeigen, wer in welcher Form letztlich von diesem >Willkommensfieber<¹⁴ profitiert, wie es um die aktive Teilnah-

8 *Eske Wollrad*: *Weißsein im Widerspruch: feministische Perspektiven auf Rassismus, Kultur und Religion*. Königstein/Taunus 2005, S. 12–16.

9 *Paul Mecheril*: Die Normalität des Rassismus. In: *Überblick. Zeitschrift des Informations- und Dokumentationszentrums für Antirassismusbearbeitung in Nordrhein-Westfalen (IDA NRW)*. Schwerpunkt: Normalität und Alltäglichkeit des Rassismus 13 (2007), Heft 2, S. 3–16, hier S. 11.

10 *Didier Fassin*: Vom Rechtsanspruch zum Gunsterweis. Zur moralischen Ökonomie der Asylvergabepraxis im heutigen Europa. In: *Mittelweg* 36 (2016), Heft 1, S. 9–24, hier S. 13–15.

11 *Edward W. Said*: *Orientalism*. New York 1978, S. 39–57.

12 *Dipesh Chakrabarty*: *Provincializing Europe: Postcolonial Thought and Historical Difference*. Princeton 2000, S. 27–46.

13 *Gayatri Chakravorty Spivak*: Can the Subaltern Speak? In: Cary Nelson/Lawrence Grossberg (Hg.): *Marxism and the Interpretation of Culture*. Chicago 1988, S. 272–313.

14 Willkommensfieber beschreibt die plötzlichen Mobilisierungen für angekommene Geflüchtete nach Merkels Aufruf >Wir schaffen das!< sowie die Forderung offener Grenzen im Laufe des Sommers 2015. *Chandra-Milena Danielzik/Daniel Bendix*: Neighbours Welcome! Die Willkommenskultur, die Geflüchteten-Bewegung und die Suche nach Gemeinsamkeiten der Kämpfe um Rechte. In: Sabine Hess u. a. (Hg.): *Der lange Sommer der Migration. Grenzregime III*. Berlin 2017, S. 196–206, hier S. 196.

me(-Möglichkeit) von Asylsuchenden als Subalterne in dieser Hilfschwelle bestellt ist und wie die aktiven Asylsuchenden, mit ihren Initiativen und Hilfsgruppierungen, in der von mir untersuchten Stadt betrachtet und dargestellt werden.

Ich war bereits vorher in antirassistischen Bewegungen in der Stadt aktiv und konnte daher an den Aktionen antirassistischer Aktivist*innen und Gruppen teilnehmen und mit Aktivist*innen Interviews durchführen. Dass ich mich auch als Teil antirassistischer Bewegungen verstehe, hat mir im Verständnis und der Reflexion den Zugang erleichtert. Ich habe festgestellt, dass es Grenzen zwischen linken antirassistischen Gruppen und Willkommensinitiativen gibt. Noch interessanter als die Grenzen ist jedoch das gleichzeitige Fehlen von Grenzen. Ich spreche also von Grauzonen. Ein Teil der Menschen, die sich als linke Aktivist*innen verstehen, sind auch in Initiativen aktiv, und ein Teil der Menschen, die sich etwa in Interviews selbst als unpolitisch bezeichnen und aus humanitaristischen Gründen anderen Menschen helfen möchten, nehmen nicht nur an Aktionen von sich selbst als linksradikal definierenden Gruppen teil, sondern organisieren aktiv Aktionen mit ihnen.

Kurzgesagt, in meiner Dissertation geht es hauptsächlich um Solidarität, Grenzen und moralische Ideen zwischen diesen Gruppen. Diese drei Kategorien sind so eng miteinander verbunden, dass ich nicht sagen kann, welche wichtiger ist als die andere. Einerseits sehen wir in bestimmten Fällen Solidarität. Diese Solidarität zeigte sich besonders, als es darum ging, ein Lager zu schließen. Auf der anderen Seite unterscheiden sich moralische Vorstellungen zum Thema Geflüchtete deutlich bei Aktivist*innen und Willkommensinitiativen. Während es bei Aktivist*innen um einen Kampf gegen die Rassismusstrukturen in Europa geht, geht es bei Menschen, die aus humanitaristischen Gründen in der Geflüchtetenunterstützungsarbeit aktiv sind, darum, Geflüchteten zu helfen, sich in diese Struktur, gegen die die Aktivist*innen kämpfen, zu integrieren und das Leben in Deutschland dadurch einfacher und angenehmer zu machen. Diese unterschiedlichen moralischen Vorstellungen schaffen eine klare Grenze zwischen den Gruppierungen, die auf moralischen Ideen und politischen/unpolitischen Zielen beruhen.

Diese Grenzziehungen kann ich im Rahmen dieses Beitrags nur kurz anreißen und möchte sie daher nicht weiter ausführen, sondern vielmehr mein Augenmerk auf einen spezifischen Aspekt meiner Forschung legen. Im Folgenden gehe ich daher näher auf Rassismus, Klassismus, mein Engagement und meine diesbezüglichen Gefühle und Emotionen anhand eines Beispiels aus meinem Feld ein. Natürlich gab es auch gute Gefühle im Feld, wie Freude, Erfolg, Stolz und so weiter, aber in diesem Beitrag fokussiere ich mich auf Wut und Zweifel.

Wut und Zweifel – Meine Gefühle und Emotionen im Feld

Ich bin im Feld hauptsächlich mit zwei Gefühlen von mir und dem Umgang mit diesen Gefühlen beschäftigt: Wut und Zweifel. Das erste Gefühl kommt vom Alltagsrassismus, den ich im *weiß* dominierten Feld ertrage. Der Zweifel kommt durch die dauerhafte Selbstreflexion, mit der ich mich mit meinem Hintergrund als Akademikerin gegenüber Nichtakademiker*innen und als Nichtgeflüchtete gegenüber Geflüchteten beschäftige.

Es gibt Momente, in denen ich wütend am Schreibtisch sitze und stundenlang Feldtagebuch schreibe, welches, wenn ich es später lese, ebenfalls voll ist mit Wut. Aber die Frage ist – wie reagiere ich im Feld auf Alltagsrassismus? Soll ich überhaupt reagieren? Oder anders gesagt, wie kann ich mich als eine WoC¹⁵ in einem *weiß*-deutsch dominierten Raum selbst empowern?

Ich wurde sehr oft im Feld nach meiner Herkunft gefragt. Diese Frage nach der Herkunft basiert in der Regel auf einer nett und nicht unbedingt schlecht gemeinten Neugier, die ein Interesse an mir als Person signalisieren möchte. Gleichzeitig basiert es auf einer subtilen Form der Unterscheidung und der Ausgrenzung, die vermittelt, dass meine Anwesenheit in diesem Raum in besonderer Weise erläuterungswürdig ist und ich aufgrund meines Akzents und meiner Hautfarbe nicht in die Normalität dieses Raums passe, dessen primäre Zugehörigkeit unter anderem durch solche Fragen an *Weißsein* geknüpft wird.¹⁶ In Räumen dieser Art kommt es immer wieder vor, dass *Weiß*e versuchen, sobald sie von meiner Rolle als Forscherin und meinem Forschungsgegenstand erfahren, eine Brücke zwischen meiner Herkunft und meiner Forschung zu bilden. Wenn sie entdecken, dass meine Forschung nichts mit Iran oder Geflüchteten aus Iran oder iranischen Aktivist*innen in diesem Bereich zu tun hat, versuchen sie die Brücke darüber zu schlagen, dass sie mich als Nicht-Deutsche betrachten, etwa im Sinne einer *nichtweißen* Ausländerin, die über andere *nichtweiße* Ausländer*innen in >ihrem< Deutschland forscht. Diese Nichtzugehörigkeit versuchen sie nicht zu erfragen, sondern lesen sie nur auf Basis meiner Hautfarbe und meines Akzents heraus. Sobald sie entdecken, dass ich über Aktivismus und Ehrenamt forsche, wundern sie sich und beginnen die Menschen in meiner Arbeit einzuteilen.

15 Abkürzung für Woman of Color. Der Begriff Woman of Color ist eine Selbstbezeichnung nicht *weißer* Frauen. Unter diesem Begriff sind Frauen zu verstehen, die aufgrund rassifizierter Zuschreibungen und Geschlecht, in einer *weiß* dominierten Gesellschaft mit Rassismus und Sexismus konfrontiert werden.

16 Arzu Çiçek/Alisha Heinemann/Paul Mecheril: Warum Rede, die direkt oder indirekt rassistische Unterscheidungen aufruft, verletzen kann. In: Britta Marschke/Heinz Ulrich Brinkmann (Hg.): >Ich habe nichts gegen Ausländer, aber ... <: Alltagsrassismus in Deutschland, Studien zu Migration und Minderheiten. Berlin 2015, S. 143–167, hier S. 143.

Dies äußert sich schließlich in der Frage, ob diese Aktivist*innen oder Ehrenamtlichen Fluchterfahrung haben oder nicht.

Die Alltagsrassismen im mehrheitlich *weiß-deutschen* Feld zeigen sich auch in weitergehenden Fragen, wie: »Aber wie kannst du als Ausländerin über uns forschen?« oder »Aber wie? Was gibt es da zu forschen? Dazu müsstest du als Kind hier aufgewachsen sein!« und so weiter.

Solche Anmerkungen sind mir in meinen Feldbeobachtungen öfter im Bereich der Kirchen oder Willkommensinitiativen begegnet. Ich muss teilweise nicht einmal sagen, worüber ich forsche. Schon wenn ich den Namen meiner Disziplin nenne, stolpern einige bereits über »Europäische Ethnologie«, schauen mich skeptisch an und fragen (hier ein Beispiel vom 28. 8. 2017 von Ursula¹⁷ aus dem kirchlichen Kontext): »Aber du kommst ursprünglich aus dem Iran, oder?«

Solche Anmerkungen sind nicht beschränkt auf ein nicht akademisches Umfeld. Auch wenn ich im universitären Kontext erzähle, wer ich bin oder was ich mache, bekomme ich ähnliche Reaktionen. Nachdem ich des Öfteren Magengeschwüre von solchen Reaktionen bekommen hatte, begann ich, dies auch im Feld offensiv zu beantworten, um mich selbst zu empowern und zu stärken, wie in dieser Antwort, die ich Ursula am gleichen Tag etwas später im Verlauf des Gesprächs gab:

»Genau! Ich habe meine ganze Familie und alle meine Freund*innen in Iran gelassen und bin hierhergekommen, weil ich den Eindruck hatte, dass Europa sehr arm ist und dringend eine Entwicklung benötigt! Also habe ich alles hinter mir gelassen, um Entwicklungshilfe in Deutschland anzubieten!«¹⁸

Damit erzeuge ich natürlich einen arroganten Eindruck über mich, zumal Çiçek, Heinemann und Mecheril darauf hinweisen, dass jede Form von Verweigerung dieser Erwartung Ärger oder Aggression begründen können.¹⁹ Dieser stört mich jedoch weniger, als dass ich kulturalisiert werde. Ich habe mich entschieden, es transparent zu machen, wenn ich etwas im Feld rassistisch finde und die Energie dazu habe. Auch wenn ich selbst rassistisch behandelt werde, reagiere ich so, wie ich außerhalb des Feldes reagieren würde. Teilweise finde ich es jedoch klüger, wenn ich nicht kommentiere.

17 Name ist von mir pseudonymisiert.

18 Inspiriert wurde ich zu dieser Reaktion durch einen *weißen Deutschen*, der dies in ähnlicher Form über sich sagt. Gleichzeitig ist es jedoch wichtig zu betonen, dass es etwa im Rahmen des Zivilen Friedensdienstes tatsächlich Nicht-EU-Bürger*innen in Deutschland gibt, die frie-densorientierte Entwicklungshilfe anbieten.

19 Çiçek/Heinemann/Mecheril, wie Anm. 16, hier S. 143 f.

Dieser Zwiespalt stellt sich im folgenden Beispiel aus meinem Feldtagebuch vom Januar 2018²⁰ deutlicher dar:

Vernetzungstreffen, Januar 2018

Akteur*innen aus unterschiedlichen Willkommensinitiativen treffen sich einmal im Monat und tauschen ihre Erfahrungen miteinander aus. Diesmal, an einem kalten dunklen Abend im Januar sind alle außer mir Menschen, die ich *weiß*-deutsch lese. Neben mir sitzt eine Frau, die ich bis zu diesem Abend noch nicht gesehen habe und mir neu zu sein scheint. Später erfahre ich, dass sie Ilse²¹ heißt. Obwohl das Treffen in dem Raum stattfindet, in der sich auch die Initiative, deren Mitglied ich bin, trifft und ich deshalb weder neu noch Gast bin, strahlt sie ein Lächeln aus, das ich als ›Willkommenslächeln‹ bezeichne. Ich lächele kurz zurück und beantworte ihr »Hallo« leise. Ich versuche dabei gezielt, ihr keine große Aufmerksamkeit zu schenken. In mir sagt eine Stimme, dass bald etwas Schlimmes passieren wird, was ich an dieser ›Willkommens-Körpersprache‹ festmache. Dennoch sage ich mir, dass ich keine Vorurteile haben sollte, sie vielleicht nicht so ist, wie ich vermute oder ich vielleicht sehr sensibel bin. Bevor das Treffen anfängt und eine Kennenlern-Runde gemacht wird, bevor sie also weiß, wie ich heiße oder ich irgendetwas außer diesem leisen »Hallo« gesagt habe, fasst sie meine Hand an und stellt in einem netten Tonfall die Frage: »Darf ich dich fragen, woher du kommst?«

Ich überlege kurz. Sage ich: »Nein?« Sage ich etwas Anderes? Lächele ich und antworte sehr nett: »Aus dem Iran?« Oder bringe ich meine Wut darüber zum Ausdruck, dass sie mich mit dieser Frage, die, wird sie nicht zur Zufriedenheit der Fragenden beantwortet, häufig durch weitere Fragen nach der ›ursprünglichen‹ Herkunft ergänzt wird, auf eine imaginierte fremde Herkunft reduziert? Ich antworte mit einem selbstverständlichen Tonfall: »Aus meiner Mutter!«²² Sie reagiert erst schockiert und lacht dann. Diese Neugier auf mich und mein Leben, die nur auf meiner Hautfarbe basiert, da sie zu diesem Zeitpunkt nichts Anderes von mir weiß, hört hier nicht auf, obwohl ich sowohl mündlich als auch körperlich mein Desinteresse an jeder Kommunikation gezeigt habe. Nachdem ich in der Vorstellungsrunde dran bin und mich als Khorshid

20 Das Datum wurde geändert, um die Anonymität des Feldes zu gewährleisten.

21 Name ist von mir pseudonymisiert.

22 Diese Antwort habe ich in einer rassismuskritischen Satire von Mutlu Ergün gefunden. Seitdem verwende ich die Antwort in solchen Situationen oft. *Mutlu Ergün*: Kara Günlük. Die geheimen Tagebücher des SESPERRADO, Insurrection notes. Münster 2016, S. 12.

vorstelle, fragt sie laut in den Raum: »Ist es ein indischer Name?« Ich antworte kurz: »Keine Ahnung!« Während des Treffens selbst fühle ich mich die ganze Zeit von ihr beobachtet. Aus diesem Grund schreibe ich meine Notizen alle in meiner Muttersprache Farsi, damit sie diese nicht lesen und beurteilen kann. Während eine andere Person über das Thema des zu schließenden Lagers spricht, fragt sie mich leise: »Kommst du aus der arabischen Welt? Du schreibst doch Arabisch.« Ich bemerke, dass mein Magengeschwür kurz davor ist aktiv zu werden, trotzdem antworte ich ihr leise: »Die Schrift ist Arabisch! Schrift und Sprache sind zwei unterschiedliche Sachen. Zum Beispiel wird Deutsch mit lateinischen Buchstaben geschrieben, aber ist nicht Latein, sondern Deutsch!« Die übrigen Anwesenden schauen uns zu Recht irritiert an, weil wir mitten in einer wichtigen Diskussion in dieser Sitzung über etwas Privates sprechen. Trotzdem fragt sie zehn Minuten später noch einmal: »Ok! In welcher Sprache schreibst du?« Ohne sie anzuschauen, antworte ich: »Sorry, aber ich bin hier wegen eines anderen Themas und möchte die Sitzung weiter verstehen!« Seitdem kann ich mich nicht mehr darauf konzentrieren, was in der Sitzung besprochen wird. In mir ist eine große Wut. Ich frage mich, ob es mein Ziel in dieser Veranstaltung ist, anderen Menschen rassismuskritische Basic-Themen auf Kosten meiner Gesundheit nahezubringen. Ich bin mitten in diesen Gedanken, als ich nach meiner Meinung gefragt werde, was wir noch mit dem Geld der XYZ-Initiative für geflüchtete Menschen machen können. Es handelt sich genau um die Initiative, in der diese Frau auch mitarbeitet. Später habe ich verstanden, dass Ilse eine der Protagonist*innen des Feldes ist. Ich sage sofort mit großer Wut in meiner Stimme: »Dafür würde ich vorschlagen, dass alle, die ehrenamtlich dort arbeiten, eine rassismuskritische Bildung bekommen.« Danach nenne ich einige Möglichkeiten, wo ein derartiger Workshop in dieser Stadt am besten angeboten wird. Alle Mitglieder schauen einander irritiert an und es wird nicht mehr darüber diskutiert. Am Ende der Veranstaltung, während ich gehen möchte, merke ich, dass ich nicht gehen möchte, sondern gehen muss! Als ich diese Frau sehe, die mit leuchtenden Augen zu mir kommt, habe ich keine Kraft mehr. Sie erwischt mich trotzdem und fragt: »Ist es so schlimm für dich über deine Heimat zu reden?« Diese letzte Frage macht mich richtig wütend. Ich sage: »Rassismus ist schlimm!« Sie wird sauer, hält die Tür fest, damit ich bleibe und nicht gehen kann und sagt dabei mit enttäuschem Tonfall: »Wie bitte? Das geht gar nicht!« Ich versuche an ihr vorbei zu kommen und mache die Tür auf. Ich sage ihr richtig wütend: »Ich kann dir nicht mehr diese Dienstleistung anbieten und zwar kostenlos! Es gibt Bücher und wenn du nicht gerne liest, gibt es genügend Online-Videos, Workshops etc. Du musst nur »Rassismus« und »Namen« in der Suchmaschine eingeben.«

Ich komme wütend aus dem Treffen. Einerseits habe ich ein Erfolgsgefühl, das damit einhergeht, mich zur Wehr gesetzt und ihr vermittelt zu haben, dass die Frage »Woher kommst du?« als kontextlose Einstiegsfrage nicht angemessen ist. Andererseits habe ich große Zweifel bekommen. War ich nicht sehr herablassend? Habe ich

ihr als nicht akademischer Person nicht mehrmals mein Wissen unter die Nase gerieben und so Rassismus mit Klassismus beantwortet?

Mit Sara Ahmed verstanden, haben Ilse und ich in dieser Situation unterschiedliche Objekte der Zufriedenheit, die Ahmed *happy objects* nennt.²³ Mein Objekt der Zufriedenheit wird dann erfüllt, wenn ich nicht, wie sonst im Alltag, auf meine Hautfarbe reduziert werde. Ilses Objekt der Zufriedenheit wird dann erfüllt, wenn sie sich als >gute Deutsche< inszenieren kann, indem sie ihre >interkulturelle Offenheit< durch ihre Neugier gegenüber >Nicht-Deutschen< zum Ausdruck bringt. Indem ich über ihre Fragen wütend werde und mein Objekt der Zufriedenheit sich nicht erfüllt, greife ich ihr Selbstbild an und führe ihr vor Augen, dass sie ihres nicht erfüllen kann. »However you speak in this situation, you, as the person who speaks up or out [...], will be read as causing the argument, as if you just have a point to pick.«²⁴

Dieses Beispiel stellt zwar in der Hartnäckigkeit von Ilses Neugier einen Extremfall dar. Dennoch gehören ähnliche Situationen zu Alltagserlebnissen im Feld. Insofern steht es in archetypischer Weise stellvertretend für den (Forschungs-)Alltag als WoC in diesem Feld. Mit diesem Beispiel wird somit die Unmöglichkeit verdeutlicht, sich als ethnografisch Forschende in diesem Feld als neutral zu betrachten. In Konfrontation mit diesen unentrinnbaren Affekten im Feld, zeigt sich die positionierte engagierte ethnografische Forschungsmethode als geeignete Herangehensweise in der kulturalanthropologischen Rassismusforschung.

Zusammenfassung

In diesem Artikel habe ich einen kleinen Teil meines Dissertationsprojekts vorgestellt, in dem es um meine Selbstreflexionen und Positionierungen geht. Ich habe unter Rückgriff auf die verwendeten Methoden – reflektierte teilnehmende Beobachtung sowie engagierte Forschung – meine Positionierung als Wissenschaftlerin und Aktivistin of Color dargestellt, die sich in einem Feld bewegt, welches sich zwar als aktiv gegen Rassismus versteht, gleichzeitig aber rassistisch strukturiert ist. Dabei agiere ich einerseits gegen Rassismus im Feld, andererseits reflektiere ich meine Rolle auf Basis meines Seins als Forscherin im Feld. Um dies zu verdeutlichen, thematisiere ich Gefühle und Emotionen, die auf Basis meiner Involviertheit, meiner Positionierung und Subjektivität, aber auch durch andere Akteur*innen im Feld, in diesem Beispiel weiß-deutsche Ehrenamtliche, in einem Konflikt entstehen. Für diese Analyse verwende ich den Begriff der Happy Objects von Sara Ahmed. Zudem stelle

23 Sara Ahmed: Happy Objects. In: Melissa Gregg/Gregory J. Seigworth (Hg.): The Affect Theory Reader. Durham, NC, 2010, S. 29–51.

24 Ebd., S. 38.

ich auch in Frage, ob ich als Forschende und vor allem als Akademikerin angesichts einer Konfliktlinie zwischen Rassismus auf der einen und Klassismus auf der anderen Seite überhaupt im Feld so agieren sollte oder nicht. Diese Frage ist für mich nach wie vor offen.



Khorshid Khodabakhshreshad
Georg-August-Universität Göttingen
Heinrich-Düker-Weg 14
37073 Göttingen
khorshid.khodabakhshreshad@uni-goettingen.de